

men müssen, mißbraucht zu werden. Wir halten es für sehr möglich, daß solcher Mißbrauch des westlich-christlichen Entgegenkommens bis zu einem gewissen Grad erfolgen wird und vielleicht schon erfolgt ist. Doch hinter dieser Möglichkeit steht schlicht eine Tatsache erster und unbedingter Ordnung: daß diese Kirche, einschließlich ihrer vielleicht noch so verdächtigen Leitung, sich einfach zum auferstandenen Herrn bekennt. Sie tut das in ihrer Weise, und sie treibt gewiß auch Kirchenpolitik in ihrer Weise: nämlich in einer äußerst schwierigen Situation – verstrickt und auf weite Strecke überwältigt von der Welt, in der sie leben muß – wie wir, verstrickt und überwältigt von der unsern, auch in der westlichen Welt leben – dürfen. Und so sucht sie, vielleicht neben anderem, in uns doch zuerst – oder bloß nebenbei? – den Bruder. Vor der Tatsache, daß dem auch nur so sein könnte, scheint mir jedes Gegenargument schlechthin zweitrangig zu sein. Man mag uns darüber der Einfalt bezichtigen. Wir nehmen das gerne in Kauf, weil wir glauben, *diese* Einfalt sei schlicht geboten und alles andere ebenso schlicht verboten – und wir danken Gott, daß die Versammlung von New Delhi den evangelischen Mut zu dieser vielleicht abenteuerlichen Einfalt gefunden hat. Jeder Mißbrauch, jeder Prestigeverlust dürfte da nämlich nicht ins Gewicht fallen neben der einen möglichen Sünde der gesicherten westlichen Kirche: daß man Brüdern in Christo – und wer wagt abzustreiten, daß sie das durch die Gnade Gottes wirklich sind? – die westlich-theologische und kirchenpolitische Klugheit statt die Brüderlichkeit und das wache und darum sicherlich auch kritische Vertrauen entgegenbrächte. Denn diese Sünde könnte am Ende gar wohl mit der Sünde wider den Heiligen Geist zu tun haben, wenn anders die Kirche Jesu Christi, in ihrer ganzen Not und Last und Schuld, doch der Ort ist, an dem nach seiner Verheißung der Heilige Geist wohnen und durch den er die zerspaltene und vom Tod bedrohte Welt mit sich versöhnen will.

#### ZUR BASLER PROFESSORENWAHL

Für die baslerische und schweizerische Öffentlichkeit ist durch die Wahl von Dr. Heinrich Ott als Professor für systematische Theologie der Streit um die Nachfolge Karl Barths zum Abschluß gekommen. Für alle, welche das Wahlgeschehen in der vorwiegenden Verantwortlichkeit gegenüber der Kirche mitbedacht haben, stehen heute aber ernstere Fragen ungelöst da als zuvor. Diese Fragen beziehen sich keineswegs auf den jungen Professor Ott, in dem jeder Unvoreingenommene einen vielversprechenden, durch sein wissenschaftliches Werk wie durch den bisherigen Lehrerfolg bestens ausgewiesenen Theologen

erkennen muß. Die Fragen gelten aber dem eigentümlichen Verlauf der Wahl: durch ihn sind innere Gefahren, ja Notstände der Kirche ins hellste Licht gerückt und breite Gräben aufgerissen worden. Der jüngst erschienene Artikel von Eduard Thurneysen<sup>1</sup> ist hierfür selber ein sprechendes Dokument – und er wird nicht das letzte solcher Art sein. Immerhin gesteht E. Thurneysen, es bedeute ihm «etwas Gutes, ja Großes», daß eine theologische Professorenwahl im ganzen Land so hohe Wellen zu schlagen vermocht habe. Wir glauben darüberhinaus, die Wahlgeschichte biete einer späteren Generation ähnlichen Aufschluß über die kirchliche Lage unserer Schweizer Gegenwart wie uns vielleicht der Zürcher Straußen- oder der Berner Zeller-Handel über die entsprechende Situation des letzten Jahrhunderts.

Was ist im «Fall Gollwitzer» vor sich gegangen? Auch einem Beobachter, der keiner Wahlinstanz angehört hat, bieten sich gewisse Erscheinungen deutlich dar. Man wird gut tun, sie auseinanderzuhalten.

#### *1. Die Haltung und das Vorgehen der Basler theologischen Fakultät*

Bekanntlich ist es an unseren Schweizer Universitäten der kantonale Regierungsrat, welcher die Wahl von Professoren vollzieht. Die jeweilige Fakultät erhebt jedoch einen oder mehrere Wahlvorschläge, welche in Basel zwei Instanzen passieren müssen, bevor sie an den Regierungsrat gelangen. In den meisten – durchaus nicht in allen – Fällen pflegt der Vorschlag der Fakultät anstandslos zu bestehen – namentlich dann, wenn die Fakultät sich auf einen einzigen Vorschlag geeinigt hat. Das war hier der Fall, da die theologische Fakultät sich zunächst «*primo et unico loco*» für Helmut Gollwitzer entschieden hatte. Bereits eine der Vorinstanzen vermochte aber die Wahl aufzuhalten, so daß die Fakultät ein zweitesmal um ihren Vorschlag gebeten wurde. Sie tat es so, daß wiederum Gollwitzer «*primo loco*», aber, auf ausdrücklichen Wunsch der Behörden, weitere Nominationen «*secundo et tertio loco*» vorgeschlagen wurden. Das führte zur abermaligen Ablehnung Gollwitzers und zur Wahl eines der (insgesamt vier) nach ihm erwähnten Kandidaten.

Was hat die Fakultät dazu bewegt, so entschlossen an der Nomination Gollwitzers festzuhalten? Um ihrer Haltung gerecht zu werden, ist die besondere Stellung zu bedenken, die sie vorwiegend dem Weltruhm Karl Barths in den letzten Jahrzehnten verdankt hat. Diese Stellung war nicht nur durch eine zahlreiche internationale und interkontinentale Studentenschaft, sondern durch das ausgesprochene theologische Profil bestimmt, welches –

<sup>1</sup> «Warum nicht Gollwitzer?» Kirchenblatt für die reformierte Schweiz, 118. Jg., Nr. 9.

neben andern Lehrern – doch in erster Linie Karl Barth der Fakultät gegeben hatte. Gewiß lag in Basel bei weitem nicht alles auf einer Linie, aber auf das ganze gesehen war «Basel» eben doch ein theologischer Begriff geworden. Ohne Zweifel: die Fakultät hatte sich allmählich zu einer homogenen «Schule» von solch repräsentativer Bedeutung entwickelt, wie sie im gesamten Protestantismus seit sehr langer Zeit wohl nirgends mehr anzutreffen gewesen war. In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das besonders eindrücklich, als nämlich, zunächst im deutschen Sprachgebiet, dann weit darüber hinausgreifend, die auf Rudolf Bultmann zurückgehende Theologie der «Hermeneutik» immer mehr das theologische Feld zu beherrschen begann. «Basel» hat dieser Theologie widerstanden und sah eine tiefe Verpflichtung darin, ihr auch in Zukunft durch die «reine Lehre» einer strikten Offenbarungstheologie zu widerstehen.

Beides: die Verantwortung für den internationalen Rang «Basels» und die theologische Ausrichtung führten die Fakultät zu dem in der Tat international angesehenen und zugleich umstrittenen Helmut Gollwitzer. So gewiß die Fakultät dabei in bestgemeinster theologischer Verantwortung handelte, so gewiß ist es andererseits, daß ihr Vorgehen von Anfang an einige sehr verwundbare Stellen aufwies. Der politische Widerstand, der durch den Namen Helmut Gollwitzers leidenschaftlich erweckt werden sollte, weist nicht auf die einzige, nicht einmal sicher auf die tiefste dieser Stellen hin. Aber die politische Frage ist es doch, die über den Fall Gollwitzer die Entscheidung gebracht hat.

## 2. Die politische Prinzipienfrage und die öffentliche Polemik

Wir glauben nämlich – entgegen der Ansicht Eduard Thurneysens – daß nicht die theologische, sondern die politische Problematik den Wahlvorschlag zu Fall gebracht hat, obwohl sich in diesem Fall Politik und Theologie keineswegs trennen lassen. Doch so weit dürfte E. Thurneysen recht haben, daß die Basler Regierung und ihre Behörden sich durch die politischen Bedenken allein kaum zur Brückierung der Fakultät hätten führen lassen. Dazu wäre ihnen der Name Gollwitzers denn doch nicht als belastet genug erschienen, und mit der politischen Linksneigung der Basler Theologen hatte man sich schon abgefunden, wie frühere Nominationen beweisen. So «prinzipiell» wie anderswo gebärdet man sich in Basel schließlich nicht, wo man der transjurassischen Schweiz weitab und in der oberrheinischen Tiefebene dem esprit gaulois glücklich nahe ist. Da sollte, unerwartet wohl nicht nur für die Fakultät, sondern auch für die Regierung, eine mächtige öffentliche Polemik einsetzen, welche unbestreitbar darauf ausging, der Regierung an die Ohren

zu trommeln. Es sei ausdrücklich festgehalten, daß die ersten polemischen Pressetöne gegen Gollwitzer nicht auf Basler Boden zu hören waren, sondern in einer aargauischen Tageszeitung und dann in einem Zürcher Wochenblatt Raum fanden. Darauf haben die «Basler Nachrichten», zwar zurückhaltend und in einer kleinen Notiz, aber doch in unmißverständlicher Schärfe, die mögliche Kandidatur Gollwitzers beanstandet. Die wenigen Zeilen riefen die «Nationalzeitung» ins Gewehr, die eine geharnischte Apologie für Gollwitzer brachte. Dagegen wiederum wandte sich in einem grundsätzlichen und weit ausholenden Artikel der Chefredaktor der «Basler Nachrichten» – womit eine nicht mehr endende Zeitungsfehde in der ganzen Schweiz (und in Deutschland!) in Gang gekommen war. Für Basel bot sie einen eigentümlichen Nebenaspekt: indem die beiden bürgerlichen Tageszeitungen der Stadt ihre traditionellen kirchlichen Rollen vertauschten. Das Vertrauensblatt der kirchlich «Positiven» stand plötzlich in schärfstem Gegensatz zu der kirchlichen «Rechten», die, wie unter anderem die Haltung der Synode und des Kirchenrates bewies, überwiegend zu der Nomination Gollwitzer hielt, während die bisher der kirchlichen «Linken» nahestehende «Nationalzeitung» zwar beiden Parteien loyal zur Verfügung stand (warum tat das nicht auch das Schwesterblatt?), aber ihre vorwiegende Neigung für die Kandidatur Gollwitzer und überdies für die Person Karl Barths zum Ausdruck brachte. Es ist sehr wohl möglich, daß dieser Rollenaustausch, der auch in anderer Hinsicht schon mehrmals sichtbar wurde, nicht ohne Rückwirkung auf die Beziehung der kirchlichen Leserschaft zur Basler Presse bleiben wird. Wie dem auch sei: es hatte sich gezeigt, daß die beiden Basler Zeitungen grundsätzlich von ihrer politischen, nicht von ihrer kirchlichen Linie her in einer kirchlichen Frage vorgingen, so sehr sich, wie oben bemerkt, in diesem Fall politische und theologische Ausrichtung tief entsprachen.

Wie soll man die seltsame journalistische Kontroverse über einer theologischen Professorenwahl beurteilen? Sie steht, soweit wir wissen, auf Jahrzehnte zurück ohne Parallele da und läßt sich durch die Person Gollwitzers allein nicht erklären. Vielmehr sollte man sie im Zusammenhang auch anderer Kontroversen der jüngsten Zeit verstehen, die darauf hindeuten, daß die evangelische Verkündigung, die ja nicht nur von der Kanzel her geschieht, zu einem ernstzunehmenden und zum Teil beunruhigenden Faktor in der politischen Meinungsbildung unseres Landes zu werden beginnt.

Von da her gesehen ist der Zeitungskrieg nicht zu bedauern. Er hatte das Gute, einer Hochschulfakultät bewußt zu machen, daß in einer Demokratie politische Leidenschaften leichter zu entfachen als zu beruhigen sind und

daß sich selbst ein theologischer Lehrstuhl in unserem Lande nicht ohne Einkalkulierung der Staatsraison besetzen läßt – solange es eben der Staat ist, welcher diese Fakultät trägt.

Zwei Momente geben aber zu denken. Einmal nahmen an der Kontroverse Personen teil, denen im öffentlichen und kirchlichen Leben bedeutendes Ansehen zukommt. Entsprechend müßte die Auseinandersetzung zu grundsätzlicher Abklärung der eigentlich zur Debatte stehenden Fragen geführt haben, also zum Beispiel auch der des Verhältnisses zwischen Evangelium und Politik. Es ist dem Schreibenden aber mehr als zweifelhaft, ob das geschehen sei. Wir wollen von den vielen bedauerlichen Entgleisungen absehen, auch davon, daß der Gesamtchor der Stimmen denn doch auf ein erschreckendes Maß von helvetischer Selbstsicherheit hinweist. Doch auch das auf höherer Ebene geführte Gespräch kann einen nicht glücklich machen. Das gilt auch für die letzte und entscheidungsvolle Phase des Kampfes, da H. Gollwitzer gegen P. Dürrenmatt selbst zu Worte gekommen ist. Hat man dabei wirklich aufeinander gehört? Uns scheint, man sei gegenseitig sich die Antwort gerade auf die dringlichsten Fragen schuldig geblieben und habe sich in seinem Recht viel zu früh sicher gefühlt. Liegen die Dinge aber einmal so, dann wird die öffentliche Polemik zu einer Gefahr, weil es dann sehr leicht die der «*communis opinio*» bequemere Parole und nicht die bessere – aber vielleicht unbequeme – Einsicht ist, die sich durchzusetzen vermag.

Das führt uns zu der andern Frage. Nicht nur die Presse, sondern auch die Kirche hat sich mit der Wahl beschäftigt. Sie ist vom Staat freilich nicht dazu eingeladen worden, was bei einem so umstrittenen Geschäft, das die Kirche in höchstem Grade anging, vielleicht doch wohl angebracht gewesen wäre, obwohl dazu keinerlei gesetzlicher Anlaß vorhanden war. Mit der «Kirche» meinen wir in diesem Fall ihre legitimen Organe, den Kirchenrat und die Synode, die beide mehrheitlich ihr Vertrauen zu H. Gollwitzer klar ausgesprochen und bekanntgegeben haben. Daß die staatlichen Wahlbehörden die offizielle Stimme der Kirche einfach übergehen konnten – vielleicht im Rahmen der gesetzlichen Möglichkeiten wohl gar übergehen mußten –, sollte auch jene nachdenklich stimmen, die in der Synode und im Kirchenrat zur unterlegenen Minderheit gehören. Grundsätzlich ist doch vorauszusetzen, daß eine kirchliche Behörde der evangelischen Verantwortlichkeit vor der politischen das Primat gibt, auch wenn sie so wenig wie ein anderes menschliches Kollegium vor geistigen und geistlichen Konfusionen geschützt ist. Nach welchen maßgeblichen Prinzipien entscheidet in einer derart verwickelten, der Natur nach immerhin evangelischen Sache aber ein politisches Regie-

rungskollegium, in welchem unter anderen drei Katholiken mitentscheiden, deren persönliche und oekumenische Loyalität keineswegs bezweifelt werden soll? Wie, wenn wir in ein geschichtliches Stadium treten, da auch in unserm Land die evangelische Verkündigung die Interessen des Staates in Frage stellt, in Frage stellen muß? Möge man sich über *dieser* Perspektive der Gollwitzerfrage nicht zu rasch beruhigen!

### 3. Die theologische Frage

Es ist das Verdienst Eduard Thurneysens, durch seinen oben erwähnten Artikel die Debatte auf den Boden zurückgeführt zu haben, auf welchen sie eigentlich gehört, nämlich auf den theologischen. Seine Ausführungen rufen in Erinnerung, daß es in der Tat theologische und kirchliche Gründe waren, welche die Fakultät zu ihrem Wahlvorschlag veranlaßt haben.

Es ist hier nicht der Ort, die sachliche Richtigkeit der These Thurneysens zu prüfen, wonach jetzt ein restaurativ-liberales theologisches Denken über die Offenbarungstheologie gesiegt habe. Soweit Thurneysen mit seiner These die gesamte theologische und kirchliche Situation von heute beurteilen will, kann man freilich nicht ernst genug auf sie eintreten, und wir meinen, daß auch unsere Zeitschrift dazu einen Beitrag zu leisten habe. Im Zusammenhang unserer heutigen Betrachtung erlauben wir uns jedoch einige Anmerkungen. Die erste liegt in der durch E. Thurneysen bestätigten Feststellung, daß man in der Fakultät neben anderem in der Tat *auch* Richtungspolitik getrieben hat. Das ist an sich keine Sünde – vielmehr gehört es zu der unaufgebaren Pflicht einer theologischen Fakultät, mit der wissenschaftlichen Qualität eines Dozenten auch seine evangelische Haltung mitzubedenken. Allein, in diesem Fall hat die Basler Fakultät durch ihr Verhalten denn doch einige gefährliche Angriffsflächen geboten. Als die verhängnisvollste erwies sich die, welche Anlaß zu der Frage nach der wissenschaftlichen Leistung H. Gollwitzers gegeben hat. Es liegt nicht in unserer Absicht und vor allem nicht in unserer Kompetenz, die wissenschaftliche Qualität H. Gollwitzers in Zweifel zu ziehen oder der Fakultät in dieser Frage die *optima fides* abzusprechen. Aber festzustellen ist, daß der genannte Angriff nie wirklich überzeugend zurückgewiesen worden ist – und sei es aus dem bloß äußerlichen Grund, daß man für andere Kandidaten ein wesentlich umfangreicheres dogmatisches Oeuvre nachzuweisen vermochte –, so daß sich denn auch der Vorwurf nicht ganz aus der Welt schaffen ließ, die Fakultät habe ihre Politik nicht nur *für* Gollwitzer, sondern ebenso *gegen* den und jenen geführt, der vielleicht denn doch etwas mehr theologisches und christliches Vertrauen verdient hätte.

Doch schwerer wiegt etwas anderes. Die Basler Fakultät schien mehrheitlich davon überzeugt zu sein, gewisse theologische Strömungen der Gegenwart von ihren Studenten zwar nicht fernhalten, aber doch unter einen bestimmten Blickpunkt stellen zu müssen. War sie darin wohlberaten? Darüber könnte eine fruchtbare und vielleicht sehr notwendige Debatte anheben. Wir wollen diese *jetzt* nicht eröffnen, sondern unsere Betrachtung mit einer Jugenderinnerung beschließen.

Als Karl Barth im Jahre 1935 Bonn verlassen mußte, hatte der Schreibende – als Gymnasiast – Gelegenheit, ihn bei einem Vortrag in Bern zu hören. Er wäre in der Lage, den Vortrag fast noch Satz für Satz wiederzugeben. Aber *eine* Bemerkung des Referenten ist ihm besonders haften geblieben: In Bonn, legte dieser dar, hätte in den vorangegangenen Jahren eine wirkliche theologische Schule zu werden begonnen, im entschlossenen Hören von Professoren und Studenten auf das Wort. Freilich: auch menschliche Theologenhoffnung und menschlicher Theologenstolz sei am Werden dieser Schule beteiligt gewesen – und noch höre ich die Worte des leidenschaftlich bewegten Redners, als er, die Augen über das Manuskript erhebend, beifügte: «... ich zweifle nicht daran!» Und nun habe Gott eben diese Schule nicht gewollt ...

Vielleicht hat Gott nun auch die ungebrochene Fortsetzung der «Basler Schule» nicht gewollt. Wir zweifeln nicht daran! Gott scheint die «ungebrochenen» theologischen Schulen am Ende überhaupt nicht sonderlich zu lieben, vielmehr die Theologen immer wieder von vorn anfangen zu lassen. Auch in Basel wird jetzt dies und das von vorn anfangen müssen. Daß auch so – nein: gerade so! – das Wort Karl Barths mächtig bleiben wird als ein Wort, das keiner ungestraft überhören kann, darum ist uns nicht bange.

## DIE GERECHTIGKEIT GOTTES UND DAS VERHÄLTNISS VON THEOLOGIE UND VERKÜNDIGUNG

VON RÜDIGER GIESELMANN

Peter Vogelsanger<sup>1</sup> hat jüngst daran erinnert, daß das Fragen nach dem Verhältnis von Theologie und Verkündigung für das Gelingen der Predigt von entscheidender Bedeutung ist. Seine eigene Stellungnahme zu diesem Thema grenzt er dabei gegen zwei Fronten ab. Symptomatisch für den theologischen

<sup>1</sup> «Reformatio» 11, 1962, 57f., Unterabschnitt «Theologie und Verkündigung».

Fehler der einen scheinbar zu sein, die mit ihm übereinstimmen haben. «... Nun, sie gehen ins Gesicht schleudernd. Das mag vielleicht stimmen, total falschen Begriff von sich einer dieser Theologen dem angeschnittenen Text.

1. Welches ist die «...» machen will? «Auf der Basis des Relativismus in der kirchlichen Theologie einer wissenschaftlichen Methode und Geschmack und im Auswalzen von «...» Übel, von denen Vogelsanger entfremdete und sich dort eine der wissenschaftlichen und unverbindlich verfaßt. Vogelsangers Ausführung. Er gibt daher zu erkennen, gedenkt: «Je gründlicher arbeitet und den eigenen sucht, desto zeitnäher wird sie bewahrt vor dem normal gewachsenen Me...

2. Wenn man unter der Äußerung Vogelsangers ihn stellen muß: Ist dem sagen möglich, ohne daß nach dem Unterschied dem die biblischen Auss...

<sup>2</sup> Lange habe ich geschworen, fortlassen sollte. Ich konnte nicht, warum ich es als Anfänger geschrieben. Ich bitte, den Aufnahmen. – Daß sachlich alle einige Hoffnung. Denn es ist die Religion und Theologie. Ein Geschehen «meine» Position Verstärkung.